

Nachträgliche Vorläufigkeit

Geschichte schreiben nach der Gegenwart

von Achim Landwehr

Subsequent Provisionality. Writing History after the Present

The connection between science and activism is subject to temporal problems. A specific difficulty concerns the understanding of the present as a mostly tacitly assumed category in the relationship between science and activism. If activism demands a change in the present and also for this present (“Change now!”) for entirely understandable reasons, then a historiographical and historical-theoretical perspective cannot avoid highlighting the problematic nature of such a concept of the present. Firstly, it is therefore necessary to show what is so difficult about the supposedly clear, everyday concept of the ‘present’. Secondly, it is necessary to discuss how, despite these conceptual difficulties, the present cannot be escaped at all. And thirdly, it can hardly be overlooked that historical work always takes place after the present, not only in chronological hindsight, but also in a causal retrospective.

Eine knappe Selbstverortung, oder besser: Selbstverzeitung vorweg. Aufgrund meiner epochengeschichtlichen Spezialisierung in der sogenannten Frühen Neuzeit schein ich eher wenig beitragen zu können zu Fragen des Aktivismus, Präsentismus oder überhaupt gegenwärtiger Relevanz geschichtswissenschaftlicher Fragen. Chronologisch zu weit entfernt sind die Zeiträume, denen ich üblicherweise meine Arbeitszeit schenke, um über den Ausnahmefall hinaus Aufmerksamkeit erhalten zu können. Der durchaus nachvollziehbare Eindruck mag entstehen, ich sei hier fehl am Platz.

Doch dann erweist sich „Gegenwart“ als eine zumeist stillschweigend vorausgesetzte, wenn nicht gar überzeitlich gültig gedachte Kategorie. Dadurch vermengt sich geschichtspolitische Aktualität mit geschichtstheoretischer Fundierung. Und da „Gegenwart“ schon immer war, ist und sein wird, könnte hierzu auch eine frühneuzeitliche respektive geschichtstheoretische Perspektive etwas beitragen.

Es gilt daher im Folgenden deutlich zu machen, weshalb es schwierig ist, *in der Gegenwart* über Vergangenes zu sprechen, wie sich historisches Arbeiten *zwischen den Gegenwart* bewegt und inwiefern eine zeiten-geschichtliche Situationsbeschreibung *nach der Gegenwart* mehrdeutiger ist, als es auf den ersten Blick scheint. Denn noch bevor ansprechend über den Präsentismus samt seiner Notwendig- oder Schwierigkeiten räsoniert werden kann, wäre ja zu klären, was denn der zugrundeliegende *Präsens* sein könnte. Dass historisches Arbeiten aus unterschiedlichen Gründen einer wie auch immer gearteten Gegenwart nicht entkommen kann, bedarf kaum der Erwähnung.

Was diese Gegenwart jedoch sein könnte, wie sie zu bestimmen und möglicherweise auch ertragreich zu nutzen wäre, findet hingegen eher selten Erwähnung. Bevor ich daher auf die Bedeutungsschattierungen eines Schreibens von Geschichte nach der Gegenwart eingehen kann, ist zunächst zu klären, in welchen Hinsichten historisches Arbeiten den Gegenwarten nicht entkommt – und der Plural dieser Zeitdimension ist hierbei durchaus wichtig. Als erstes gilt es jedoch der Frage nachzugehen, was unter Gegenwart verstanden werden könnte und weshalb diese vermeintliche Selbstverständlichkeit solche Probleme bereitet, sobald man sich ausgiebiger damit beschäftigt. Wie also lässt sich Gegenwart für die Geschichtswissenschaften konkretisieren und thematisieren?

I. In der Gegenwart

Die einfachste Antwort wäre: Mit einem Jubiläum! Würde sich die Frage stellen, wie den Geschichtswissenschaften ein möglichst einfacher Ausweg aus dem selbstgebauten Gefängnis der Ungegenwärtigkeit gewiesen werden könnte und wie der eigene Aktualitätswert, trotz des notorischen Interesses für alles schon längst Geschehene, zu steigern wäre, dann böte sich die mit symbolisch bedeutsamen Zahlenwerten versehene, und das heißt mit möglichst vielen Nullen ausgestattete, kalendarisch vermerkte Wiederkehr von als relevant erachteten Ereignissen, inklusive Geburts- und Sterbedaten von als einflussreich befundenen Menschen, als denkbar einfache Lösung an. Wichtig wäre Vergangenes also nicht dann, wenn es an der Zeit ist, sondern wenn es im Kalender steht.¹

Dass von dieser Option weidlich Gebrauch gemacht wird, muss gar nicht erst umständlich bewiesen werden. Auch für epochale oder räumliche Spezialisierungen, die weniger offensichtlich dem Hier und Jetzt zugerechnet werden, ergäbe sich dank einer solcherart jubiläumsfixierten Geschichtskultur die Gelegenheit auf einen Bissen aus den umkämpften Fleischtopfen der Aufmerksamkeitsökonomie.² Diese Konstellation aber genauer darzulegen, würde mehr Zeit und Raum beanspruchen, als mir hier zur Verfügung steht, weil ich ja zum Eigentlichen zu gelangen versuchen sollte, nämlich zu einer Bestimmung des Gegenwartsförmigen, soweit es für die Historiographie als sinnvoll erachtet werden kann.

1 Martin Sabrow, Zeitgeschichte als Jubiläumsreigen, in: Merkur 69. 2015, S. 43–54; Achim Landwehr, Magie der Null. Zum Jubiläumsfetisch, in: Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ) 33–34. 2020, S. 4–9.

2 Die Schlacht am Jubiläumsbüffet zeigt ja auch bereits seine eigenen Publikationsstrategien, wenn eigens dafür in Auftrag gegebene Bücher schon im Jahr vor dem eigentlichen Event erscheinen; man denke nur an Christopher Clarks „Schlafwandler“ oder Florian Illies' „1913“, publiziert bereits am Vorabend des erwartbaren Erster-Weltkrieg-Jubiläums.

Dabei ist es interessanterweise genau diese Frage, die immer wieder zu kurz zu kommen scheint, was nämlich Gegenwart in der Geschichtswissenschaft (wie auch in anderen Kontexten, ganz nebenbei bemerkt) eigentlich heißen könnte, weil ja immer schon festzustehen scheint, dass eine Gegenwartsrelevanz behauptet und ein Aktualitätsmarker gesetzt werden muss. Was also auch immer mit dem Präsentistischen des historischen Tuns gemeint sein könnte,³ dass es irgendwie, und das heißt auf diffuse, kaum genauer zu bestimmende Weise als notwendig erachtet wird, scheint kaum noch in Frage zu stehen. Wie sollte es auch, da sich im umgekehrten Fall ja der nahezu Pawlow'sche Reflex einstellen müsste, das Gegenteil des Präsentistischen im Antiquarianistischen⁴ zu entdecken, also in der Beschäftigung mit dem Vergangenen um seiner selbst willen, die sich im schlimmsten Fall auch noch einer unreflektierten Gefühlsduselei verdankt: Selige Stoßseufzer beim Gang entlang von Flohmarktständen, weil früher irgendwie doch alles besser, edler oder zumindest unkomplizierter war.⁵

Dann also lieber das zu Bejubelnde als das allzu Verstaubte – obwohl bei etwas genauerer Betrachtung auch ein Jubiläumsgeschehen seinen leicht angegrauten Zustand nur dadurch verdecken könnte, dass viel Lametta darüber gehängt und wiederholt die immergleiche Frage gestellt würde: Was hätte uns heute, nach 50, 75, 100 oder noch mehr Jahren das Ereignis X oder die Person Y noch zu sagen? Wäre das nicht der Präsentismus in seiner schlichtest denkbaren Form?

3 Zur Diskussion um den Präsentismus in den Geschichtswissenschaften vgl. beispielsweise die Beiträge von Alexandra Walsham und anderen in der Zeitschrift *Past & Present* 234. 2017, S. 213–289; Oscar Moro-Abadía, Thinking about ‚presentism‘ from a historian’s perspective; Herbert Butterfield u. Hélène Metzger, in: *History of Science* 47. 2009, S. 56–77; Marek Tamm u. Laurent Olivier (Hg.), *Rethinking historical time. New approaches to presentism*, London 2019; Ethan Kleinberg, Hiding (from the present) in the past, in: *History of the Present* 13. 2023, S. 265–274; Zoltán Boldizsár Simon u. Lars Deile (Hg.), *Historical understanding. Past, present, and future*, London 2022. Aus soziologischer Perspektive: David Inglis, What is worth defending in sociology today? Presentism, historical vision and the uses of sociology, in: *Cultural Sociology* 8. 2014, S. 99–118. Die Ambivalenz der Diskussion um den Präsentismus hat David L. Hull nahezu vorbildlich ausgestellt, insofern er sowohl den Präsentismus als auch den Anti-Präsentismus verteidigte: David L. Hull, In defense of presentism, in: *History and Theory* 18. 1979, S. 1–15; David L. Hull, In defense of anti-presentism, in: *Scientia Poetica* 8. 2004, S. 251–254.

4 Arnaldo Momigliano, Alte Geschichte und antiquarische Forschung, in: ders., *Ausgewählte Schriften zur Geschichte und Geschichtsschreibung. Bd. 2: Spätantike bis Spätaufklärung*, hg. v. Anthony Grafton, Stuttgart 1999, S. 2–36; Jan Marco Sawilla, Antiquarianismus, Hagiographie und Historie im 17. Jahrhundert. Zum Werk der Bollandisten. Ein wissenschaftshistorischer Versuch, Tübingen 2009; Wolfgang Weber, Zur Bedeutung des Antiquarianismus für die Entwicklung der modernen Geschichtswissenschaft, in: Wolfgang Küttler u. a. (Hg.), *Geschichtsdiskurs. Bd. 2: Anfänge modernen historischen Denkens*, Frankfurt a. M. 1994, S. 120–135.

5 Tobias Becker, *Yesterday. A new history of nostalgia*, Cambridge 2023.

Was aber könnte es heißen, gegenwärtig über Gewesenes zu schreiben? Wie könnte es gelingen, zumindest in einer Weise gegenwärtig historisch zu arbeiten, sodass Vergangenes als gegenwärtig vorgeführt würde? Oder dass umgekehrt das Gewesene nach Maßstäben beurteilt werden könnte, die einem Hier und Jetzt entstammen? Ginge das überhaupt? Oder anders: Ließe sich das überhaupt vermeiden? Oder nochmal anders: Wäre eine solche Verbindung von Jetzt und Früher überhaupt ein erstrebenswertes Ziel?

Sodann müsste ich wohl dieses Aktualitätsproblem in seiner Dopplung aufzeigen, müsste sowohl das Reagieren historischen Arbeitens auf gegenwärtige Probleme wie auch das politische Problem der wissenschaftlichen Disziplin erläutern, nämlich sich entweder aus Gründen wissenschaftlicher und zeitlicher Distanziertheit zu drängenden Fragen der Jetztzeit nicht äußern zu wollen respektive zu können oder sich aus ebenso nachvollziehbaren Gründen gesellschafts- und wissenschaftspolitischer Art zu genau diesen Fragen äußern zu müssen, also beispielsweise zu Fragen des Rassismus, des Kolonialismus, der Klimakrise, des Sexismus, der Pandemie, des politischen Radikalismus und zu vielen anderen mehr. Kaum wären aber diese durchaus akuten Fragen nach dem Präsentistischen in der Geschichtswissenschaft aufgeworfen, stellten sich auch schon allgemeinere Probleme ein, wie die eben schon angedeuteten, weil ja noch gar nicht klar wäre, wovon die Rede ist, wenn von einem Präsens und einer Aktualität geredet wird. Was wäre das überhaupt für eine Zeit, von der da gesprochen wird, wenn es um den Präsentismus geht? Und zudem ergäbe sich die nicht ganz unwesentliche Schwierigkeit, dass einem eben diese Gegenwart keine Zeit zu lassen scheint, weil kaum, dass man sich darauf einzulassen versuchte, eine schon wieder aktuellere Gegenwart auf der Überholspur vorbeigezogen wäre.

Sicherlich, die naheliegendste Lösung, Gegenwärtiges und Geschichtliches miteinander zu verbinden, bestünde in der Beschreitung des Weges, den die Jubiläumskultur bereits vorgebahnt hat, also im Notfall auch unter Verzicht auf eine runde Zahl mit möglichst vielen Nullen ein Thema zu platzieren, weil es sich gerade an aktuelle Diskussionen anschließen lässt. Aber mit dieser Form der Aktualisierung, also das Einstige an das Jetzige zu koppeln, um gegenwärtige Unsicherheiten durch frühere Erfahrungen zu fundieren, würde sich ja eine weitere Frage stellen, die behelfsweise als Klippenproblem bezeichnet werden kann: Wann nämlich hätte sich Gewesenes so weit vom Aktuellen entfernt, dass es über die Klippe in den Abgrund des Inaktuellen und damit auch vermeintlich Irrelevanten abgestürzt wäre? Zu klären wäre doch eigentlich, wo und wann die Grenze zwischen dem Gegenwärtigen und dem Ungegenwärtigen verläuft. Denn wenn es diese Grenze nicht gäbe, müsste auch kaum die Frage nach Aktualität, Relevanz oder Präsenz gestellt werden.

Diese Grenze wäre auch deswegen erklärungsbedürftig, weil für Historiker:innen allgemein festgehalten werden kann, dass Gegenwart nicht deren Geschäft ist, streng genommen auch nicht im Fall der Zeitgeschichte, also der mitwandernden Vergangenheit, die irgendwie noch anzudauern scheint.

Schon mit dem eingestreuten Adverb „irgendwie“ wäre der prekäre zeitliche Zustand zumindest angedeutet zwischen Noch-nicht-ganz-Vergangenheit und Schon-nicht-mehr-Gegenwart. Aber würde das für andere Zeiträume nicht gleichermaßen zutreffen, diese Bestimmung des Gewesenen als Modus des Imperfekts, des Unabgeschlossenen, weil man doch seit Jacques Derrida und Mark Fisher und anderen Hantologen wissen müsste, dass man gerade nicht mehr wissen kann, wann welche Gegenwart von welchem Gespenstern aus der Vergangenheit heimgesucht wird?⁶ Und nun müsste ich hier eigentlich die Hantologie erklären, aber auch das würde zu weit führen, wofür mir die Gegenwart dieses Textes keinen Raum und keine Zeit lässt.

Denn bevor ich die Hantologie näher erläutern könnte, wäre ja zunächst einmal zu klären, was unter den von mir schon häufiger benutzten Begriffen wie Aktualität, Relevanz, Gegenwärtigkeit zu verstehen wäre. Selbst wenn ich mich darauf einließe, solche Schlagworte etwas vergrößernd unter dem Oberbegriff des Präsentismus zusammenzufassen, würde die Situation ja kaum klarer, weil auch dann immer noch konstatiert werden müsste, dass sich zahlreiche Begriffsvarianten finden, die von sich behaupten, Präsentismus zu sein, dabei aber durchaus Unterschiedliches meinen. Es wäre darzustellen, dass und wie Präsentismus mit verschiedenen Perspektivierungen zusammenhängt, dass damit also gemeint sein könnte, Vergangenes entweder ausschließlich aus der Perspektive und mit den Interessen einer Gegenwart zu beschreiben (Variante eins, die zuweilen auch mit dem Anachronismus in Zusammenhang gebracht wird),⁷ oder eher den umgekehrten Beschreibungsweg einzuschlagen und deutlich zu machen, wie sehr jede Gegenwart von vergangenen Entwicklungen abhängig ist, die auch gegenwärtig noch fortwirken (Variante zwei, die wohl als wissenschaftsinterne *communis opinio* gelten darf, die aber zumeist von einem unterschwelligem, nicht explizierten Kausalitätsmodell abhängig ist).⁸ Dann wäre noch auf denjenigen Präsentismus einzugehen, der ganz aktuell, also grob im ersten Viertel des 21. Jahrhunderts, verhandelt wird und der wesentlich eine Betrachtung historischer

6 Jacques Derrida, *Marx' Gespenster. Der verschuldete Staat, die Trauerarbeit und die neue Internationale*, Frankfurt a. M. 2004; Mark Fisher, *Das Seltsame und das Gespenstische*, Berlin 2017; Ethan Kleinberg, *Haunting history. For a deconstructive approach to the past*, Stanford 2017.

7 Beispielsweise vertreten bei Benedetto Croce, *Zur Theorie und Geschichte der Historiographie*, Tübingen 1915. Exemplarisch untersucht und diskutiert wird das bei Thomas Martin Buck, *Vergangenheit als Gegenwart. Zum Präsentismus im Geschichtsdanken des Mittelalters*, in: *Saeculum* 52. 2001, S. 217–244; Thomas Martin Buck, *Vergangenheit als Gegenwart. Zur Kritik der historischen Vernunft*, in: *Archiv für Kulturgeschichte* 83. 2001, S. 171–203; Steffen Ducheyne, *Ascribing contemporary scientific concepts to past thinkers. Towards a frame-work for handling matters more precisely*, in: *Scientia Poetica* 10. 2006, S. 274–290; Nick Tosh, *Anachronism and retrospective explanation. In defence of present-centred history of science*, in: *Studies in History and Philosophy of Science* 34. 2003, S. 647–659.

8 Ralf Konersmann, *Kulturelle Tatsachen*, Frankfurt a. M. 2006, 108–127.

Zusammenhänge unter gegenwärtigen Wertmaßstäben vornimmt (Variante drei).⁹ Aber damit wäre ich ja immer noch nicht am Ende, sondern müsste, um dem Thema zumindest einigermaßen gerecht zu werden, nicht nur den Präsentismus, sondern ebenso die Debatte um den Präsenzbegriff aufgreifen, wie sie beispielsweise von Hans Ulrich Gumbrecht, Eelco Runia oder Frank Ankersmit geführt wurde und laut der eine Unmittelbarkeit der Erfahrung von Vergangenheit wieder möglich gemacht werden soll, weil diese nämlich nach Jahrzehnten theoretischen Debattierens im Zusammenhang von Postmoderne, Poststrukturalismus und vielen anderen Post-Ismen verloren gegangen sei, der Präsenzbegriff also einen unvermittelten Zugang zu Dingen und Geschehnissen dieser Welt ermöglichen und sich nicht mehr hinter theoretischen Wortungetümen abstrakter Formulierungen verstecken soll (Variante vier).¹⁰ Dann wäre wohl auch noch eines Präsentismus zu gedenken, der als epistemologisch-biologischer bezeichnet werden könnte und der nachzuweisen versucht, dass der Spezies Mensch aufgrund ihrer spezifischen Wahrnehmungsapparatur ohnehin nichts anderes übrigbleibt, als Lebenswelten mit samt ihren zeitlichen Verhältnissen aus einem Hier und Jetzt heraus zu entwerfen (Variante fünf).¹¹ Und dann wäre mindestens noch dem Umstand Rechnung zu tragen, wie provinziell diese ganzen Präsentismus-Debatten überhaupt sind, weil es ja noch ganz andere mögliche Weltentwürfe gibt (die hilfloserweise sogenannten außereuropäischen oder nicht-westlichen), von denen einige beispielsweise darauf verzichten können, mit umfassenden Vergangenheiten oder Zukünften umzugehen und insofern noch einmal andere Formen von Gegenwärtigkeit pflegen (Variante sechs bis unendlich).¹² Und dann müsste ich mich eigentlich noch auf die Suche machen nach anderen Verständnissen des Präsentismus, die ich übersehen habe oder die mir gar nicht bekannt sind, abgesehen von den teils haarfeinen Unterschieden zwischen den bereits aufgelisteten Verständnissen, die sich gar nicht immer so klar voneinander abgrenzen lassen, wie ich das hier suggeriert habe. Und selbst wenn das alles erledigt wäre, hörten die Schwierigkeiten ja nicht auf, müsste ich noch weitere, wahrlich nicht geringere Dinge aus dem Weg räumen, um zum Eigentlichen zu gelangen. Denn was bei der Diskussion um den Präsentismus ja immer als vermeintlich selbstverständlich vorausgesetzt wird,

9 Diskutiert wird das beispielsweise bei François Hartog, *Régimes d'historicité. Présentisme et expériences du temps*, Paris 2003.

10 Eelco Runia, *Presence*, in: *History and Theory* 45. 2006, S. 1–29; Frank R. Ankersmit, *Die historische Erfahrung*, Berlin 2012; Hans Ulrich Gumbrecht, *Präsenz*, Berlin 2012; Ranjan Ghosh u. Ethan Kleinberg (Hg.), *Presence. Philosophy, history, and cultural theory for the twenty-first century*, Ithaca 2013. Kritisch dazu Ethan Kleinberg, *Presence in absentia*, in: *Storia della Storiografia* 55. 2009, S. 43–59.

11 Humberto R. Maturana, *Biologie der Realität*, Frankfurt a. M. 1998.

12 Exemplarisch zu finden bei Philippe Descola, *Leben und Sterben in Amazonien. Bei den Jívaro-Indianern*, Berlin 2011, S. 78–81, S. 104 f. u. S. 424 f.; Daniel Everett, *Das glücklichste Volk. Sieben Jahre bei den Pirahã-Indianern am Amazonas*, München 2010.

ist ein Verständnis von Gegenwart, obwohl doch überhaupt nicht klar und schon gar nicht selbstverständlich ist, was diese Gegenwart sein könnte.

„Wann ist Gegenwart?“,¹³ wie schon Rainer Maria Rilke fragend an Lou Andreas-Salomé schrieb. Und zu ergänzen wäre: Wo ist sie? Diese Fragen, insbesondere die erste, die schon so oft gestellt wurde und mit Fug und Recht immer wieder gestellt werden kann, ließe sich ja kaum in der nötigen Kürze der hier gegebenen Zeit beantworten, weil das Thema zu komplex ist und weil alles, was dazu gesagt werden könnte, im akuten Verdacht steht, bereits von Augustinus formuliert worden zu sein,¹⁴ mithin auf Einsichten zurückzufallen, die bereits mehr als eineinhalb Jahrtausende alt sind und daher nicht besonders aktuell zu sein scheinen. Wie also ließe sie sich greifen, diese auf den ersten Blick so unkompliziert erscheinende Kombination aus einem Ich, einem Hier und einem Jetzt? Und müsste sich auf einen zweiten Blick nicht erweisen, dass alle drei Elemente – das Subjekt, das Sein und die Situierung – schon vielfach und mit guten Argumenten bezweifelt worden sind, beginnend bei Sigmund Freuds „Traumdeutung“ über die Heidegger'sche Seinzeitigkeit bis zur poststrukturalistischen Dezentrierung von so ziemlich fast allem? Und mit diesen Stichwortgebenden wäre ja noch längst kein Ende erreicht, eher erst ein bescheidener Anfang des Zweifels gemacht. Wenn aber die Einzelkomponenten eines möglichen Gegenwartsverständnisses in Frage gestellt werden müssten, wie ließe sich dann noch eine Kreuzung dieser drei Elemente von Ich und Hier und Jetzt bewerkstelligen und als Gegenwart begreifen? Wie ließe es sich erfassen, dieses „Gerade Eben Jetzt“?¹⁵

Denn gerade eben jetzt, im Moment des Schreibens an diesen Zeilen, wird im Radio eine Ausstellung besprochen mit dem Titel „Hin und weg. Der Palast der Republik ist Gegenwart“ – über ein Gebäude also, das seit 1990 geschlossen war und seit 2008 auch gänzlich abgerissen ist, das aber trotzdem und zumindest erinnernd weiterhin gegenwärtig sein soll. Und diese Ausstellung findet, wie könnte es anders sein, im Humboldt-Forum statt, das wiederum im neu errichteten Berliner Stadtschloss untergebracht ist, an der Stelle, an der zuvor der Palast der Republik stand, sowie in einem Gebäude, von dem nicht wenige behaupten, das es wegen seines rekonstruktiven Historismus so gar nicht als gegenwärtig verstanden werden könne, obwohl es allen Besuchenden sehr präsent vor Augen tritt.¹⁶

Was also ist Gegenwart? Wie lässt sich das sagen, angesichts des Umstands, dass es kaum verlässliche Bestimmungen von Gegenwart gibt, ja schlimmer noch, dass es kaum Versuche gibt, Gegenwart verlässlich definieren zu wollen,

13 Rainer Maria Rilke u. Lou Andreas-Salomé, Briefwechsel, Frankfurt a. M. 1979², S. 444.

14 Augustinus, Bekenntnisse. Lateinisch und deutsch, übers. v. Joseph Bernhart, Frankfurt a. M. 1987, S. 625–643.

15 So der genialische Titel des hervorragenden Buchs von Eckhard Schumacher, Gerade Eben Jetzt. Schreibweisen der Gegenwart, Frankfurt a. M. 2003.

16 Ein Katalog zur Ausstellung ist ebenfalls erschienen: Hin und weg. Der Palast der Republik ist Gegenwart, Berlin 2024.

weil die meisten Wörterbücher, Lexika und Enzyklopädien einen recht großen Bogen um dieses nicht ganz unwichtig erscheinende Wort machen, weil sich selbst Wikipedia beim Stichwort „Gegenwart“ eher wortkarg verhält, und weil schon das Grimm'sche Wörterbuch festgestellt hat, es handele sich um „ein vielfach merkwürdiges Wort“, ¹⁷ so dass Gegenwart als Zeit- und Möglichkeitsdimension des Verfügbaren theoretisch überhaupt erst konzipiert werden müsste. ¹⁸ Wie aber sollte man sich dann präsentistisch auf etwas beziehen können, von dem sich noch nicht einmal so recht sagen lässt, um was es sich eigentlich handelt?

Stattdessen könnte ich den für die Geschichtswissenschaften standardisierten Ausweg wählen und versuchen, mich dem Begriff und dem Phänomen von Gegenwart auf historischem Weg zu nähern, wenn sich das Problem schon definitorisch nicht klären lässt. Noch schlimmer, ich könnte mich der lässlichen akademischen Sünde schuldig machen, meine eigenen Arbeiten zur Geschichte der Gegenwart zu rekapitulieren, die sich zugegebenermaßen etwas spezialistisch auf das europäische 17. Jahrhundert kapriziert haben und bei denen ich eine sicherlich nicht erstmalige, aber deutlich intensivierte Aufmerksamkeit für Phänomene des Gegenwärtigen zu beobachten meine, selbst wenn europäische Sprachen noch nicht flächendeckend über den Begriff „Gegenwart“ verfügten, sondern sich oft mit Hilfskomposita begnügen mussten, im Deutschen beispielsweise mit Wörtern wie „Jetzt-Zeit“ oder „jetzt-lebend“; ich könnte nochmals erläutern, weshalb Phänomene wie Zeitung, Mode, Versicherung, Projektemacherei, Geologie oder Ästhetik neben einigen anderen Dingen dazu beitrugen, die Gegenwart im europäischen 17. Jahrhundert zu einem Möglichkeitsraum werden zu lassen. ¹⁹

Aber mit all diesen und einer schier endlos erscheinenden Anzahl weiterer Schritte wäre ja immer nur erst ein Anfang gemacht, ohne das Ziel auch nur ins Auge gefasst zu haben, ohne auch nur die Ahnung einer Antwort geben zu können hinsichtlich einer notwendigen Haltung zum Präsentismus – und zugleich erschienen solche Vorbedingungen unbedingt notwendig, um zum Kern der Sache vordringen zu können.

Ich sähe mich also gezwungen, über Dinge zu schreiben, die mir in Windeseile über den Kopf zu wachsen drohen – und von denen ich zudem im Zweifelsfall wenig bis gar keine Ahnung habe. Denn das 17. Jahrhundert wäre hier ja gerade nicht als angemessenes Beispiel anzuführen, wenn es um das Präsentistische gehen sollte, vielmehr müsste es doch um Zeiträume und Themen und Gegenstände gehen, die tatsächlich präsentische Qualität für sich

17 Art. Gegenwart, in: Jacob Grimm u. Wilhelm Grimm, Deutsches Wörterbuch, Bd. 32, Leipzig 1854–1971, Bd. IV/I/2, Sp. 2281–2292, hier Sp. 2281.

18 Ausführlicher dazu Achim Landwehr, Gegenwart. Erkundungen im zeitlichen Diesseits, in: Thomas Alkemeyer u. a. (Hg.), Gegenwartsdiagnosen. Kulturelle Formen gesellschaftlicher Selbstproblematierung in der Moderne, Bielefeld 2019, S. 43–61.

19 Achim Landwehr, Geburt der Gegenwart. Eine Geschichte der Zeit im 17. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 2014.

beanspruchen können, also etwa Seuchenpolitiken, Nahostkonflikte, Migrationsbewegungen, Rechtspopulismen oder Digitalisierungsfragen, Dinge also, die tatsächlich jetzt anstehen und jetzt wichtig sind, weil sie ein weiterhin schwer zu bestimmendes Wir und Hier und Jetzt betreffen.

Doch kaum hätte ich festgestellt, über solche präsenten Themen (und damit wohl auch über das Präsentistische an sich) kaum schreiben zu können, stünde auch schon die nächste Folgerung im Raum, dass selbst wenn ich mich erfreuen sollte, darüber zu schreiben, sich doch schon die nächste Schwierigkeit ergäbe und ich mich selbst des Zuspätkommens, wenn schon nicht der Altväterlichkeit zeihen müsste, weil all diese Fragen und Probleme doch schon so oft gestellt und behandelt worden sind, sodass ich dazu ohnehin nichts mehr beizutragen hätte und mich fragen müsste, ob nicht ich selbst das Problem darstellte, ob ich nicht bereits aufgrund meiner Spezialisierung als hoffnungsloser Antiquarianist entlarvt wäre, ich also möglicherweise ein klein wenig aus der Zeit gefallen wäre und mein Problem mit der Gegenwart sein könnte, selbst ungegenwärtig zu sein. Doch damit wäre ich nicht nur an den Anfang meiner Ausführungen zurückkatapultiert, sondern müsste zudem das Problem behandeln, ob und wie das überhaupt möglich sein könnte, dass ein Selbst trotz seines unmittelbaren Hier-und-Jetzt-Seins nicht Teil des Hier-und-Jetzt sein sollte.

Vielleicht wäre ein anderer Ausweg zu wählen, nicht die vermeintlich offensichtlichen Pfade der Historisierung des Problems und auch nicht die steinigten Strecken permanenter Problematisierung möglicher Voraussetzungen zu suchen, sondern Nebenstrecken zu gehen, weil sich in anderen Situationen bereits Andere auf andere Art mit solchen Problemen herumgeschlagen haben.

Nicht nur, weil er beim Schreiben dieser Zeilen seinen siebzigsten Geburtstag feierte (schon wieder plumpst die Gegenwart auf nahezu amüsante Weise in diesen Text hinein), sondern weil bei ihm die Charakterisierung als „Gegenwartsautor“ mindestens doppeldeutig ist, könnte ein Verweis auf Rainald Goetz durchaus angebracht sein, weil es sich nicht nur um einen jetzt lebenden Autor handelt, sondern auch um einen das Hier und das Jetzt bearbeitenden und verarbeitenden Schriftsteller, für den das Präsentistische zum Arbeitselixier geworden ist, weil er unaufhörlich in Text transformiert, was im großen Dortdraußen geschieht. Wie also macht er das, Gegenwart zu schreiben und zu beschreiben, und zwar so, dass man die Texte selbst Jahre und Jahrzehnte nach deren Entstehung immer noch mit Gewinn lesen kann, wenn sie also schon längst aus dem beschriebenen Präsens herausgefallen sind – um dafür eine andere Präsenz zu gewinnen? Aber auch dafür wäre ein genaueres Rainald-Goetz-Studium vonnöten, eine Lektüre von mehreren tausend Seiten, um dann beispielsweise bei Rainald Goetz die treffende Erkenntnis lesen zu können:

Später werde ich über das alles Genaueres schreiben. Das ist der Inbegriffssatz der Literatur, die Ankündigung, die sich im Aussprechen schon erfüllt hat, weil sie das Gesagte in den Offenheitsraum der Erwartung von allem nur möglichen noch Kommenden, vor allem aber natürlich des Genaueren, das noch kommen wird, hinaus freigibt, das gibt einen unglaublichen Wind, das kann man nur schreiben, wenn man es in dem Moment, wo man es schreibt, selber wirklich glaubt, und gütige Schöpfergeschicke mögen einen davor bewahren, dass diese Sehnsucht nach mehr und Genauerem später irgendwann einmal wirklich Wahrheit und neuer eigener Text wird, das wäre furchtbar, das ist das Problem allen Weiterschreibens, dass man jede vorherige Richtigkeit mit der nächsten Äußerung in Frage stellt, gefährdet, eventuell auch wirklich zerstört [...].²⁰

Wäre dann also bei Rainald Goetz, dieser personifizierten Behandlung von Gegenwärtigem, zu lernen, dass sich hinsichtlich des Präsentistischen letztlich nichts lernen lässt? Hätte er das nicht schon vorgeführt und im Blog „Abfall für alle“ auf die Internet-Bühne gebracht, und zwar kurz bevor das 20. Jahrhundert endgültig seine Tore schloss, in diesem Blog also, der kurz darauf und mit einem medienmäßig lustigen Twist auch als Buch²¹ veröffentlicht wurde, also über das Präsentistische hinaus wirken sollte (und damit zum nicht hinreichend gewürdigten Vorläufer so vieler weiterer Blog-Bücher wurde)?

Was daran auffallen könnte? Zu zeigen wäre, dass Goetz' Texte gut gealtert sind, weil sie nicht gegenwärtig im Sinne des Flüchtigen sind, sondern im Sinne des Zeitdiagnostischen. Aber wenn dem so wäre, wenn beispielsweise bereits der Rainald Goetz der 1980er Jahre die Schreibweisen von Gegenwart vorführen und erklären konnte, obwohl seine damaligen Schreibweisen inzwischen doch schon längst historisch geworden sind, was würde das dann aussagen zur Tragfähigkeit des Präsentistischen? Also doch die altväterliche Lösung vermeintlich dauerhafter Wertigkeiten, die sich freimachen vom Gekräusel an der Oberfläche? Wäre das nicht das eigentlich zu vermeidende Argument des Alles-schon-mal-da-gewesen? Auch das hier darzulegen respektive zu widerlegen, würde einiges an Zeit beanspruchen – Zeit, die mir das beständige Entfleuchen des Gegenwärtigen einfach nicht zu lassen scheint.

II. Zwischen Gegenwarten

Wie ist diesem enervierenden Konjunktiv zu entkommen? Wie ist diesem Modus einer Gegenwart zu entweichen, die ja nie zu treffen ist, weil ihr Erreichen immer schon zu viele und zu hohe Voraussetzungen hat? Wie ist dem Dilemma zu entfliehen, dass für Gegenwärtiges nie genug Zeit bleibt, sodass sich die Idee aufdrängen kann, Gegenwart sei das, was man gerade verpasst? Wie kann es gelingen, vom Konjunktiv in den Indikativ umzu-

20 Rainald Goetz, *loslabern*, Berlin 2015², S. 38.

21 Rainald Goetz, *Abfall für Alle. Roman eines Jahres*, Frankfurt a. M. 1999.

schwanken, weil es letztlich nicht weiterführt, permanent das Mögliche zu adressieren, ohne damit der Gegenwart auch nur einen Schritt näher zu sein?

Der Versuch, präsentisch im Hier und Jetzt sein zu wollen, führt – so meine Vermutung – in den permanenten Konjunktiv. Selbst wenn man vorgibt, ganz gegenwärtig zu sein, beispielsweise in den sozialen Medien, in denen alles gerade eben jetzt zu geschehen scheint, ist man gedanklich doch immer schon an anderen Orten und in anderen Zeiten. Um welchen Faktor dürfte sich dieses Problem potenzieren, wenn man es mit Vergangenheiten egal welcher chronologischen Distanz zu tun hat?

Lässt sich der Konjunktiv daher nicht abschütteln, ist er möglicherweise nicht das Problem, sondern eher die Lösung. Das kann unter anderem gelernt werden bei einem der unvermeidlichen Theorie-Popstars von Rainald Goetz, bei Niklas Luhmann. Denn mit Blick auf die Zeit und die Zeiten hat Luhmann (wiederum mit einem kenntnisreichen Augenzwinkern in Richtung Augustinus²²) festgestellt, dass es alles, was es gibt, nur gleichzeitig gibt.²³ Und das gilt selbstredend auch für Vergangenheiten und Zukünfte (und viele andere Zeiten). Auch die gibt es nur gleichzeitig, mithin gegenwärtig, denn wenn sie als gegenwärtige nicht gegeben wären, dann wären sie gar nicht.

Sollte sich die durchaus naheliegende Frage aufdrängen, was unter solchen Bedingungen eine Nicht-Gegenwart noch sein könnte, wenn selbst Vergangenheiten und Zukünfte nur gegenwärtig sein sollen, dann wären Gegenwarten dadurch zu bestimmen, dass in ihnen noch umdisponiert werden kann. Nichtgegenwärtig wäre hingegen das, was in den Zustand der Irreversibilität überführt worden ist. Ein anderes Verständnis von Gegenwart wäre daher zu gewinnen: Gegenwart nicht als ein bestimmter Ausschnitt auf dem Zeitpfeil, nicht als dünne Membran zwischen Vergangenheit und Zukunft, sondern als ein waberndes, molluskenartiges, wolkiges und vielfach dynamisches Gebilde. In einem Verständnis, das der Etymologie verpflichtet bleibt, kann Gegenwart begriffen werden als das räumlich Begegnende und Gegenüberstehende, damit auch als das Zuhandene, das noch Beeinflussbare, das Reversible – es ist, wie beispielsweise das französische *maintenant* deutlich zum Ausdruck bringt, das (noch) In-der-Hand-Gehaltene.

(Eine geradezu gegenteilige Ausrichtung zeigt sich in einer quantitativ wuchernden Manifest-Produktion, die für das frühe 21. Jahrhundert konstatiert werden kann und die gewisse Bezüge zu Diskussionen um den Präsentismus aufweist. Zwar existieren über das lateinische *manus* etymologische Gemeinsamkeiten zwischen *maintenant* und Manifest, im Fall des

22 Augustinus, Bekenntnisse. Lateinisch und deutsch, Frankfurt a. M. 1987, S. 640–643.

23 Niklas Luhmann, Gleichzeitigkeit und Synchronisation, in: ders., Soziologische Aufklärung, Bd. 5, Konstruktivistische Perspektiven, Opladen 1990, S. 95–130, hier S. 98.

letzteren Ausdrucks aber im Sinne des unmissverständlichen Feststellens.²⁴ Die dadurch zum Ausdruck gebrachte Unverrückbarkeit soll Reversibilität gerade nicht mehr zulassen: „hochakute Sofortistik.“²⁵)

Eine Gegenwart verfügt also, mit der Philosophin Petra Gehring gesprochen, über „das praktisch Unmöglichwerden“,²⁶ insofern Angelegenheiten in die Irreversibilität verschoben werden können. Eine Gegenwart verfügt aber gleichermaßen über das praktisch Möglichbleiben, insofern Angelegenheiten reversibel gehalten oder sogar aus der Irreversibilität wieder zurückgeholt werden können.

Deswegen ist für Luhmann Gegenwart geprägt durch eine verwirrende Parallelität, da sie einerseits punktuell ist oder zumindest so erscheint, verknüpft mit all den bekannten Umschreibungen und Metaphorisierungen (Augenblick, Nu, Moment, Blitz etc.), andererseits aber auch Dinge präsent halten kann, die nicht mehr oder noch nicht wirklich und damit in einem strengen Sinn auch noch nicht gegenwärtig sind. Weil beide Verwendungsweisen von Gegenwart gleichzeitig zur Anwendung kommen, konstituieren sie laut Luhmann in Tateinheit dasjenige, was üblicherweise Gegenwart genannt wird. Sie bedingen sich sogar gegenseitig, und man kann sich zu der These hinreißen lassen, dass Kulturen als Bedeutungskollektive, insofern sie überhaupt mit Zeit umgehen, mit der Gleichzeitigkeit von Reversibilität und Irreversibilität hantieren. „Die Gegenwärtigkeit der Gegenwart“, so Luhmann „ist diese Simultaneität. Als stets gegenwärtig hält ein Handlungssystem sich offen für ein Simultantraktieren von Reversibilitäten und Irreversibilitäten und disponiert so über seine ‚Bewegung‘ in der Zeit.“²⁷

Um es noch einmal anders und etwas knapper zu sagen: Gegenwart ist der Zeitraum, den Bedeutungskollektive für sich als noch reversibel beschreiben. Und mit dieser Beschreibung sagen sie zugleich, was sie für irreversibel halten.

Mit einem solchen Verständnis von Gegenwart könnte (einmal mehr im Konjunktiv) sich auch die Frage des Präsentismus in den Geschichtswissenschaften anders stellen. Dann ginge es nicht vorrangig um Vergangenheiten, die sich als akut aufdrängen, weil sie im Kalender stehen, oder die aktualisiert

24 Vgl. Ralph J. Poole u. Yvonne Katharina Kaisinger (Hg.), *Manifeste. Speerspitzen zwischen Kunst und Wissenschaft*, Heidelberg 2014; Stefan Rieger, *Manifest. Zur Logik einer Erzählform*, in: *Nach Feierabend. Zürcher Jahrbuch für Wissensgeschichte* 10. 2014, S. 133–152.

25 Rainald Goetz, *loslabern*, Berlin 2015², S. 145.

26 Petra Gehring, *Über Gegenwart verfügen. Mit Luhmann und Merleau-Ponty diesseits der Zeit*, in: *Journal Phänomenologie* 24. 2005, S. 35–44, hier S. 39.

27 Niklas Luhmann, *Temporalstrukturen des Handlungssystems. Zum Zusammenhang von Handlungs- und Systemtheorie*, in: ders., *Soziologische Aufklärung 3. Soziales System, Gesellschaft, Organisation*, Opladen 1991², S. 126–150, hier S. 133; vgl. auch Armin Nassehi, *Gesellschaft der Gegenwarten. Studien zur Theorie der modernen Gesellschaft II*, Berlin 2011.

werden (müssten) vor dem Hintergrund gegenwärtiger Bedürfnisse. Vielmehr ginge es um die Frage, welche Rolle Gegenwarten bei historischen Beschreibungen einnehmen sollen. Drei mögliche Varianten würde ich hervorheben: Es könnte um Gegenwart als den äußeren zeitlichen Kontext des Schreibens gehen, also um das heutige Datum. Es könnte um Gegenwart als den Inhalt des Schreibens gehen, also um die Beschreibung des heutigen Datums. Oder es kann um die Herstellung von Gegenwart durch die Beschreibung gehen, insofern sich Gegenwart als ein permanent mitlaufender Konjunktiv erweist, als ein Zeitkomplex, der nie gleichzeitig mit sich selbst ist, der nicht einem epochalen Container-Denken gehorcht, sondern der auslotet, wie weit die Gegenwärtigkeit des Ungegenwärtigen reicht. „Ad majorem gegenwärti gloriam.“²⁸

Der Konjunktiv ist, in all seiner Vielfältigkeit und in seinem Zusammenspiel mit dem Indikativ, enorm hilfreich, weil es ihm gelingt, die vermeintliche Container-Gegenwart auszuweiten in Richtung von gewünschten, vorzeitigen, nachzeitigen, bedingten, unrealen oder nur indirekt bekannten Gegenwarten und Wirklichkeiten – in Richtung von Gegenwarten und Wirklichkeiten also, die alle überhaupt nicht gegenwärtig sind im landläufigen Sinn, die aber solcherart beschrieben und herbeigeschrieben werden können. Wie es das Wort „Konjunktiv“ (*coniungere*) bereits sagt, verbindet dieser Modus unterschiedliche Seinsweisen – und hält sie somit gegenwärtig.

Jean-Luc Nancy betont die Offenheit, die ein solches Verständnis von Gegenwart erzeugt:

Wenn die Vergangenheit die Tatsache mit sich bringt, dass sie stattgefunden hat, und die Zukunft vor allem als das gilt, was das Stattgefundenhaben offenhält (wenn man ein solches ‚wenn‘ bezeichnen oder ausmachen kann, einen Zeitraum, der zu einem Augenblick wird), sind wir genau hier, in der Gegenwart, wie es genau hier ein Komma zwischen zwei Worten ist, oder der Raum zwischen zwei Zeichen. Dieser Raum gilt selbst als Zeichen: Zeichen der Möglichkeit von Zeichen oder von Spuren. Offenes Zeichen, nicht signifikant, prä- oder post-signifikant.²⁹

Durch den Konjunktiv wird die unbedingte Offenheit von der Gegenwart angezeigt – nicht als Ungenügen, sondern als Möglichkeit sowie als „linguistisches Mißtrauensvotum gegen Gott“,³⁰ weil eben nicht alles unverbesserlich gut ist. Aufgrund der ihm inhärenten inneren Auflehnung gegen das Bestehende, spricht der Konjunktiv beständig Einladungen an andere Zeiten aus, sich in seiner Gegenwart anzusiedeln: Es könnte anders sein, weil es schon anders war oder anders wird. Es mischen sich also eine ganze Menge anderer Zeiten in das Hier und Jetzt ein – und lassen es recht ungegenwärtig

28 Rainald Goetz, *Klage*, Frankfurt a. M. 2014, S. 221.

29 Jean-Luc Nancy, *Die fragile Haut der Welt*, Zürich 2021, S. 92.

30 Arno Schmidt, *Bargfelder Ausgabe. Werkgruppe III: Essays und Biografisches*, Bd. 3: *Essays und Aufsätze*, Bargfeld 1995, S. 277.

erscheinen. „Daß so schnell so viel passiert, daß man gerade noch sagen kann, das war doch doof, aber da ist ja schon wieder was ganz anderes im Gange.“³¹

Mit einer eher geschichtstheoretischen Wendung ließe sich also behaupten, dass man gar nicht anders kann, als aktuell und präsentistisch zu agieren, wenn man es mit Zeiten zu tun hat. Denn diese Zeiten und deren Inhalte „existieren“ nur insoweit sie aktuell und präsent gehalten werden. Andernfalls verschwinden sie im Orkus der zahlreichen Stufen des Vergessens, bis hin zum völligen Verschwinden. Und ebenso lässt sich behaupten, dass ein präsentistisches Vorgehen nicht möglich ist, weil nicht alle abwesenden Zeiten beliebig präsent gehalten werden können. Ganz im Gegenteil müssen Kollektive Angelegenheiten in abwesende Zeiten abschieben können, um Entlastung zu schaffen, sie müssen Themen als vergangen und irrelevant behandeln oder als zukünftig und noch nicht bedeutsam (genug) rubrizieren können, um handlungsfähig zu bleiben. Epocheneinteilungen legen genau von solchen Vorgängen Zeugnis ab. Mit dem Begriff „Vormoderne“ schiebt die selbst ernannte „Moderne“ ebenso Dinge in die Unbedeutsamkeit ab, wie es das 17. Jahrhundert mit dem Begriff „Mittelalter“ getan hat. Und der aktuell zu beobachtende Versuch, geologisch und/oder diskursiv den Epochenschnitt eines Anthropozäns um 1950 zu setzen, würde selbst wiederum mit anderen Reversibilitäten und Irreversibilitäten einhergehen.³²

Die epistemologische Zwickmühle, in die sich sowohl die Affirmation als auch die Negation des Präsentistischen begibt, führt das Beispiel der Fotografie vor. Ein Foto dürfte mit guten Gründen als Material des Präsentistischen verstanden werden – und dient gleichzeitig seiner Widerlegung. Roland Barthes hat in seinem bekannten Buch über die Fotografie sowohl das eine, beabsichtigt, wie auch das andere, eher unbeabsichtigt, vorgeführt.³³

Einerseits verweist eine Fotografie als historisches Dokument in seiner Einmaligkeit immer nur auf das jeweilige Ereignis, auf den jeweiligen Zeitpunkt, und darüber hinaus nicht auf etwas anderes. Die Fotografie sagt immer: „*das da, genau das, dieses eine ist's!* und sonst nichts.“³⁴ Diese

31 Rainald Goetz, Abfall für alle. Roman eines Jahres, Frankfurt a. M. 2003, S. 235.

32 Andrew Cole u. D. Vance Smith (Hg.), The legitimacy of the Middle Ages. On the unwritten history of theory, Durham 2010; Bruno Latour, Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie, Frankfurt a. M. 2002²; Gabrielle M. Spiegel, For a postmodern premodernity, in: History and Theory 45. 2006, S. 244–251; Andreas Mahler u. Cornel Zwielerlein (Hg.), Zeiten bezeichnen. Frühneuzeitliche Epochenbegriffe: europäische Geschichte und globale Gegenwart, Wolfenbüttel 2023; Kathleen Davis, Periodization and sovereignty. How ideas of feudalism and secularization govern the politics of time, Philadelphia 2008; Andrea Westermann u. Sabine Höhler, Writing history in the Anthropocene. Scaling, accountability, and accumulation, in: GG 46. 2020, S. 579–605; Ewa Domanska, The new age of the anthropocene, in: Journal of Contemporary Archaeology 1. 2014, S. 98–103.

33 Roland Barthes, Die helle Kammer. Bemerkung zur Photographie, Frankfurt a. M. 2009.

34 Barthes 2009, S. 12 (Hervorhebung im Original). Vgl. auch ebd. S. 14.

Einmaligkeit scheint den Wirklichkeitscharakter und damit auch die fortgeführte Anwesenheit nicht nur des historisch überlieferten Materials, sondern auch des darin Dokumentierten zu verbürgen. Das Dokument etabliert solcherart eine einmalige Beziehung zwischen sich und der historischen Situation: Es verbürgt „Geschichte“. Einmalig ist das jeweilige Foto, weil es sich der Entscheidung verdankt, genau diese Situation und genau diesen Moment festzuhalten und nichts anderes. Diese Einmaligkeit sorgt für die präsentistische Qualität des Bildes. Denn anders als für das Gemälde oder den literarischen Text setzt Barthes für die Fotografie einen notwendigen Referenten voraus. Und tatsächlich ist ähnlich wie bei zahlreichen anderen historischen Dokumenten ohne triftige Gründe zunächst einmal nicht daran zu zweifeln, dass es eine notwendig reale Sache war, die zum Gegenstand des Dokumentierten gemacht wurde und ohne die es die Dokumentation nicht gäbe. Es lässt sich „nicht leugnen, daß *die Sache dagewesen ist*.“³⁵ Insofern stellt die fotografische Dokumentation eine Verbindung zwischen Vergangenheit und Gegenwart her. Worauf man sich laut Barthes in der Fotografie einlässt, ist weniger Kunst oder Kommunikation, sondern eher Referenz. Die deiktische Geste, mit der auf ein Das-da des Bildes gezeigt werden kann, scheint das Abgebildete präsent zu halten. Das Bild sagt, dass dies die Person Soundso ist. Und diese Person *ist* immer noch gegenwärtig aufgrund des Bildes.³⁶

Barthes erkennt hierin „das Wesen der Photographie“, wie er es nennt: „Die Photographie sagt (zwangsläufig) nichts über *das, was nicht mehr ist*, sondern nur und mit Sicherheit etwas über *das, was gewesen ist*.“³⁷ Mit dieser feinen Unterscheidung will er darauf hinweisen, dass es bei der Fotografie nicht um nostalgische Erinnerungen geht, sondern um die Versicherung über das Abgebildete, um die Bestätigung des Wiedergegebenen. Im Gegensatz zur Unsicherheit des Geschriebenen, so Barthes, sei die Fotografie die Bestätigung selbst, da sie nicht erfinde: Sie werde nur dann diffizil, wenn sie betrüge, ansonsten handele es sich um eine umgekehrte Cassandra, die mit dem Blick in die Vergangenheit niemals lüge. Zwar sei die Fotografie tendenziös, könne aber niemals hinsichtlich der Existenz des Dargestellten und der Beglaubigung der Präsenz täuschen. Die Fotografie sei in der Lage, den Glauben an die Vergangenheit nicht mehr nur in mythischer, sondern nun in realistischer Form zu verbürgen, denn „von nun an ist die Vergangenheit so gewiß wie die Gegenwart, ist das, was man auf dem Papier sieht, so gewiß wie das, was man berührt.“³⁸ – Und damit wird das Foto zur medialen Form des Präsentistischen.

35 Ebd., S. 86 (Hervorhebung im Original).

36 Ebd., S. 86.

37 Ebd., S. 95 (Hervorhebungen im Original).

38 Ebd., S. 97.

Eine solche Realitätsgläubigkeit, wie sie Barthes mit der Fotografie verbindet, muss einen gerade bei diesem Semiotiker verwundern. Selbst unter Absehung des allzu offensichtlichen Exempels der Fälschung ist auch noch der nebensächlichste Schnappschuss weit mehr als nur der dokumentarische Bezug auf einen Referenten. Und damit ist eben das Andererseits angesprochen, das Barthes' Fotografie-Essay zugunsten der präsentistischen Qualität dieses Mediums beiseiteschiebt. Denn wie Barthes ganz genau weiß, aber möglicherweise aus Gründen der Vergegenwärtigung seiner verstorbenen Mutter übersehen will (deren Tod war ein wesentlicher Anlass, das Buch zu schreiben), ist jede Fotografie eine Mischung aus Intention, Zeitpunkt, Perspektive, Technik und noch einigen anderen Faktoren. Dabei geht weit mehr vonstatten, als den Bezug zu einer Sache herzustellen, die dagewesen ist. Es geht um die Herstellung einer Relationalität zwischen Medium, Referent und Betrachter, die niemals in einer schlichten Referentialität aufgeht.

Es wäre daher ein Leichtes, den historistischen Traum, den Barthes hier träumt, zu denunzieren. Es könnte problemlos deutlich gemacht werden, dass und warum sich auch die Gegenwart nicht in diesem präsentistischen Sinn berühren lässt, wie Barthes es sich denkt, dass diese Sehnsucht nach Unmittelbarkeit insofern immer einen Schritt zu kurz greift, weil sie etwas Eigentliches (die Existenz, die Präsenz) von den Formen ihrer Vermittlung abzulösen versucht – obwohl gerade diese Trennung nicht möglich ist. Barthes lässt hier also nicht nur die Vorgänge des Zustandekommens der Fotografie außer Acht sowie die vielfältigen technischen, gesellschaftlichen, kulturellen und politischen Bedingungen; er lässt nicht nur die erkenntnistheoretischen Faktoren unberücksichtigt, die für die Fotografie von Relevanz sind; er verliert ebenso einen Aspekt aus dem Auge, der vielleicht weniger offensichtlich ist, der aber für den historisch-präsentistischen Zusammenhang von besonderer Bedeutung ist und der sich als Dialog zwischen den Zeiten bezeichnen lässt. Damit soll angezeigt sein, dass die Fotografie temporal nicht nur in eine Richtung wirkt, wie Barthes suggeriert, dem heutigen Betrachter nicht nur verbürgt, was einmal gewesen ist. Vielmehr wird jede Fotografie durch die neuerliche Betrachtung in einer jeweiligen Gegenwart reaktualisiert. Der Dialog zwischen dem Bild und der Zeit, in der es als Bild wahrgenommen wird, ist nicht einseitig, sondern reziprok, sodass im Zwischen eine Relation entsteht, eine Beziehung zwischen den Zeiten etabliert wird, die etwas Neues entstehen lässt. Und daran sind beide Seiten beteiligt.

Insofern mag es, wie Barthes ausgeführt hat, tatsächlich kein Zufall sein, dass die Geschichtswissenschaft als universitär etablierte Disziplin, die über eine literarisch fundierte Geschichtsschreibung hinausgeht, und die technischen Grundlagen der Fotografie demselben Jahrhundert entstammen.³⁹ Sowohl die Fotografie als auch die wissenschaftlich organisierte Geschichtsschreibung,

39 Barthes 2009, S. 104.

die sich in neuer Weise der Institution des Archivs bemächtigt,⁴⁰ treten im frühen 19. Jahrhundert mit einem doppelten Versprechen auf: Erstens soll Referenz auf neue Weise verbürgt werden, sollen sich sowohl die neue Geschichtswissenschaft als auch die frühe Fotografie auf bis dahin ungekannte Weise auf die Realität des Gewesenen beziehen können. Und zweitens scheinen beide eine zerdehnte Kommunikationssituation zu erlauben,⁴¹ bei der sich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft über weite Strecken hinweg miteinander verbinden lassen.

Gerade das Phänomen des Präsentismus, sowohl in seiner geschichtstheoretischen wie auch in seiner geschichtspolitischen Variante, zeigt jedoch – und zwar gleichermaßen als Möglichkeit wie als Problem –, dass sowohl im Fall der Fotografie als auch im Fall der Archivierung nicht nur eine Zeitdehnung, sondern ebenso eine Zeitstauchung vonstattengeht. All das historisch Überlieferte und Übriggebliebene wird medial und materiell über die Zeit hinweg gerettet, um einer jeweiligen Gegenwart die Möglichkeit zu eröffnen, dieses Material zu dekodieren und zu aktualisieren. Eine solche präsentistische Aktualisierung erzeugt einen gestauchten Zeitraum.⁴²

Vielleicht spricht aus beiden Phänomenen, aus der Fotografie wie aus der geschichtswissenschaftlichen Archivnutzung, die Sehnsucht nach einer Verbürgung und Versicherung von Realität, deren Naivität auch im frühen 21. Jahrhundert immer noch zu thematisieren und deren Verabschiedung immer noch nicht abgeschlossen ist – weil dabei die Verunsicherung zu verspüren ist, die ausgelöst wird, sobald man sich selbst den Teppich unter den Füßen wegzieht.

Es geht also nicht um die zur Binsenweisheit gewordene Einsicht, dass sich jede Gegenwart ihre eigene Geschichte schreibt.⁴³ Und es geht auch nicht um die Naivität einer unmittelbaren Verfügbarkeit des Gewesenen für gegenwärtige Zwecke. Es geht eher um den Konjunktiv mit all seinen eingebauten Möglichkeiten und Unwägbarkeiten. Denn diesem Konjunktiv ist nicht zu entkommen, sobald es um das Präsente und das Absente geht. Im Verhältnis zwischen den Zeiten kommt dem allzu häufig übersehenen, uneindeutig bleibenden Zwischen eine konstitutive Rolle zu – nicht der Eindeutigkeit von Diesseits oder Jenseits, von Gewesenem oder Gegenwärtigem, sondern den immer wieder neu zu knüpfenden Verbindungen eines Hier und Jetzt zu den vielfältigen anderen Zeiten, die zwangsläufig dazu führen, dass diese Gegen-

40 Sina Steglich, *Zeitort Archiv. Etablierung und Vermittlung geschichtlicher Zeitlichkeit im 19. Jahrhundert*, Frankfurt a. M. 2020.

41 Jan Assmann, *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München 1999.

42 Wolfgang Ernst, *Signale aus der Vergangenheit. Eine kleine Geschichtskritik*, Paderborn 2013, S. 169.

43 Lucien Febvre, *Das Problem des Unglaubens im 16. Jahrhundert. Die Religion des Rabelais*, Stuttgart 2002, S. 13 f.; vgl. auch Georges Duby u. Guy Lardreau, *Geschichte und Geschichtswissenschaft. Dialoge*, Frankfurt a. M. 1982, S. 43 f.

wart (genau wie alle anderen Gegenwarten) ungleichzeitig mit sich selbst sein muss und insofern einem möglicherweise aufgestellten Anspruch des Präsentismus gerade nicht gerecht werden kann.

III. Nach der Gegenwart

Falls es mit meinen bisherigen, möglicherweise etwas umständlich erscheinenden Worten noch nicht deutlich geworden sein sollte: Ich habe durchaus Probleme mit nahezu allen Schattierungen der vielfältigen Debatten um den Präsentismus. Und diese Probleme liegen eher auf geschichtstheoretischer denn auf geschichtspolitischer Seite. Da üblicherweise letztere im Vordergrund steht, möchte ich hier auf sowohl erstere aufmerksam machen als auch auf die Verbindung zwischen beiden hinweisen. Denn die unzureichende Berücksichtigung der zeitentheoretischen Situation birgt die Gefahr geschichtspolitischer Naivität. Die nicht-selbstverständliche und auch nicht-triviale Situation eines Anwesendhaltens abwesender Zeiten (welcher Art auch immer) verbietet eigentlich die Idee einer direkten Verbindung von Vergangenheit und Gegenwart (welcher Art auch immer).

Historische Beschreibungen erfolgen also weniger *in* der Gegenwart, auch nicht *über* oder *für* eine Gegenwart, sondern auf mehrfache Weise *nach* der Gegenwart. „Stimmt. Immer ist es längst zu spät fürs Leben. Aber dafür hat man sich als Schreiber früh entschieden. Schrift: die Königin der Nachträglichkeit. Sie erlaubt ihren Dienern beides, wirklich dabei zu sein als Teilnehmende; und dennoch zugleich immer doch auch nicht.“⁴⁴

Denn erstens sind historische Beschreibungen dadurch bestimmt, immer erst *im Nachhinein* erfolgen zu können und insofern immer schon zu spät dran sein zu müssen. Als verzeitlichte Wesen hinken Menschen ja ohnehin immer hinterher, müssen den berühmten *hic-et-nunc*-Moment immer verpassen und bekommen den Schopf des Kairos so gut wie nie zu packen. Zweitens erfolgen historische Beschreibungen auch nach den Prinzipien der jeweils schreibenden Gegenwart. Sichtbar wird dies anhand der Bewährungsinstanzen für die Ergebnisse dieser Geschichtsschreibung, die in der Gegenwart situiert ist, sodass sich Geschichte als Produkt gegenüber den Zeitgenossen, nicht aber gegenüber den Toten zu verantworten hat – und deswegen kann sich eine Gegenwart unter Umständen der Illusion eines präsentistischen Vorgehens hingeben. Drittens erfolgen historische Beschreibungen immer auch nach den Vorgaben vergangener Gegenwarten. Diese haben Möglichkeiten und Unmöglichkeiten bereits festgelegt und somit bestimmt, was für eine jeweils

44 Rainald Goetz, *Jahrzehnt der schönen Frauen*, Berlin 2001, S. 141.

aktuelle Gegenwart überhaupt noch relevant werden kann. Ebenso tun dies jeweils aktuelle Gegenwarten für ihre zukünftigen Nachfolgerinnen.⁴⁵

Nach der Gegenwart zu schreiben, bedeutet daher auch schon wieder vor der Gegenwart zu schreiben, weil sich danach das Davor anders schreiben lässt, als man es zuvor geschrieben hätte. Insofern mag der Ausdruck einer nachträglichen Vorläufigkeit das recht komplexe temporale Netz andeuten, in das jedes Jetzt eingebunden ist und das die Vorstellung einer präsentistischen Aktivität nur dann plausibel erscheinen lassen kann, wenn man sich auf die nicht unproblematische Position eines Chronozentrismus versteift.⁴⁶

Stattdessen ginge es bei historischen Beschreibungsformen wohl eher um die vorführende und zusammenführende Erzeugung von Gegenwarten. Wollte man ein entsprechendes grammatikalisches Tempus erfinden, dann wäre ein Performativ die Steigerungsform des Konjunktivs. Dadurch würden nicht nur Möglichkeiten und Unwägbarkeiten sichtbar, sondern würde sich ebenso zeigen, wie diese mittels zeitlicher Relationierung erzeugt werden. Ein Performativ würde das beständige Nicht-Hier-und-Jetzt-Sein vorführen. Er würde das Ungegenwärtige als Signum einer Gegenwart aufführen.

Gegenwart ist also kein Zeitraum, der auf einem (ohnehin wenig überzeugenden) unilinearen Zeitpfeil markiert werden könnte. Gegenwart ist eher zu verstehen als diejenige *Zusammenhängung*, die schreibend und beschreibend disponibel gehalten werden muss, um über bestimmte Dinge verfügen zu können. Es ist der Vorgang des Schreibens und Beschreibens selbst, mit dem Bedeutungskollektive der Gegenwart hinterher sind und mithin einem zeitlichen Verfügungsraum nachspüren und nachjagen, von dem sich – gänzlich ohne Selbstwiderspruch – behaupten lässt, er verfüge über keine Kontur, keine Konstitution, schon gar keine Definition, und ist doch gleichzeitig die einzige Zeit, über die verfügt werden kann. Diese Gegenwart ist das Allbehältnis aller lebenden, toten und ungeborenen Lebewesen, aller Dinge und Geschehnisse, aller Emotionen und Gedanken, aller Hoffnungen und Erinnerungen. Dieser Gegenwart nachzuschreiben, ist kein lohnendes Unterfangen, es ist ein unumgängliches.

Eine solche Einsicht kann auf den ersten und oberflächlichen Blick der präsentistischen Grundhaltung Nahrung geben und eben diese Gegenwart zum temporalen Nabel einer Welt werden lassen. Damit würde jedoch übersehen, inwiefern wir es immer mit einem Schreiben nach der Gegenwart zu tun haben. Das soll nun ebenso wenig bedeuten, der Blick auf Vergangenes sei der einzig mögliche und gültige, Gegenwart stelle also nur einen hinfalligen

45 Zum geschichtstheoretischen Kontext dieser Argumentation vgl. Achim Landwehr, *Die anwesende Abwesenheit der Vergangenheit. Essay zur Geschichtstheorie*, Frankfurt a. M. 2016; Achim Landwehr, *Diesseits der Geschichte. Für eine andere Historiographie*, Göttingen 2020.

46 Jib Fowles, *On chronocentrism*, in: *Futures* 6. 1974, S. 65–68; Johannes Fabian, *Time and the other. How anthropology makes its object*, New York 1983.

und letztlich bedauerlichen Übergangszustand dar. Damit würde ja wieder in die Falle der Zeit- und Epochencontainer getappt, die vermeintlich fein säuberlich voneinander getrennt in gänzlich unterschiedlichen Dimensionen existieren. Stattdessen möchte ich noch einmal betonen, dass Schreiben nach der Gegenwart zugleich temporal und spatial und kausal und damit relational ist. Das bedeutet aber auch, dass ein Schreiben nach der Gegenwart diese Gegenwart nicht als zeitlich definierte Einheit begreifen kann – und diese Gegenwart als temporal definierten Zustand auch nicht erreichen kann. Aus diesem seltsamen Epochencontainer und aus der Rilke'schen Frage, wann denn nun eigentlich Gegenwart sei, lässt sich nur entkommen, wenn nicht das Wann, sondern das Wie in den Vordergrund gerückt wird, wenn also Gegenwart als Form aus Praktiken des Möglichkeiten-Eröffnens und Möglichkeiten-Verschließens begriffen wird, als Versammlung der Zeiten. Deswegen bin ich hier fehl am Platz. Nicht weil ich aufgrund meiner epochengeschichtlichen Expertise der Gegenwart abhandengekommen wäre, sondern weil sich gar nicht sagen lässt, was es denn bedeuten könnte, hier und jetzt zu sein, und das auch noch vermeintlich richtig. Es ist gerade die Unmöglichkeit dieser Bestimmung, die Gegenwart auszeichnet – als ein immer offenes und gegenwärtiges Verhandeln des Ungegenwärtigen.

Prof. Dr. Achim Landwehr, Universität Konstanz, 78457 Konstanz
E-Mail: achim.landwehr@uni-konstanz.de